

Solidarität



Organ des Verbandes der graphischen Hilfs- Arbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands

Erscheint wöchentlich Sonnabends • Bezugspreis monatlich 0,50 RM. ohne die Bestellgebühr • Anzeigen: die 3gespaltene Petitzeile 1,- RM. Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 RM. • Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an • Nur Postbezug ist zulässig

Nr. 31 • 35. Jahrgang

Berlin, den 3. August 1929

Was gesagt und was verschwiegen wird

In Weltpolitik und Wirtschaft:

Die Reparationsgläubiger begründen ihre Forderungen an Deutschland mit dessen alleiniger Kriegsschuld —, in Wirklichkeit wollen sie Geld haben, teils um ihre eigenen Schulden an Amerika zu bezahlen, teils um einen Teil ihrer Kriegs- (Wiederaufbau-) Ausgaben von Deutschland zu erhalten.

Amerika besteht auf der Begleichung der Kriegsschulden, da sie vertraglich feststehen, Verträge aber heilig sind —, in Wirklichkeit will es Geld haben, um die Steuern der amerikanischen Staatsbürger weiter zu ermäßigen (obwohl die Besitzteuern bereits viermal hintereinander herabgesetzt wurden).

Die imperialistischen Abenteuer der Vereinigten Staaten und anderer Länder werden begründet mit dem Schutz des Lebens und des Vermögens der im Ausland lebenden eigenen Staatsbürger —, der wirkliche Zweck ist Eroberung von fremden Gebieten, Gewinnung von „Einflußsphären“, Besitz von Rohstoffen, strategische Vorteile uhm.

Die Zwangsarbeit kann nicht abgeschafft werden, weil der gegenwärtige Kulturstand der Eingeborenen dies nicht zuläßt, vielmehr müssen sie durch Zwang zur Arbeit erzogen werden —, das koloniale Kapital braucht Rohstofflagen, die es nach Belieben ausbeuten kann.

Die Opiumproduktion kann nicht aufgehoben werden, da sie in den asiatischen Ländern zahlreichen Eingeborenen Beschäftigung gibt und da es nicht angeht, in die Lebensgewohnheiten fremder Völker einzugreifen. — Produktion und Verbrauch von Opium sind für die kapitalistischen Länder Europas ein fettes Geschäft, auf das nicht verzichtet werden kann.

Das internationale Rüstungskapital behauptet, daß der Frieden am besten durch Kriegsvorbereitungen gesichert werden kann —, es will unbedünktlich um das Blutvergießen Profite machen.

In der Wirtschaftspolitik:

Die Wirtschaft der öffentlichen Hand wird angegriffen, sie sei unfähig, bürokratisch und müßig daher abgebaut oder eingeschränkt werden —, doch erfolgt der Angriff, weil das Privatkapital in der öffentlichen Wirtschaft sitzt und vor kommender Sozialisierung Angst hat.

Schutzzölle werden von der Industrie und Landwirtschaft verlangt, um die „nationale Arbeit“ zu schützen, Arbeitsgelegenheiten zu schaffen, und die deutsche Handelsbilanz zu verbessern —, in Wirklichkeit will man die Schutzollrente haben, die sich aus der Verteuerung der im Inland erzeugten Waren durch den Schutzzoll ergibt.

Kartelle entstehen mit der Begründung, den Markt vor anarchischen Zuständen zu bewahren, den Absatz zu regeln, Produktion und Preise vor großen Schwankungen zu bewahren —, die Kartellgründer denken jedoch an die Kartellrente, die ihnen durch die monopolistische Beherrschung des Marktes mühelos (abgesehen von der Mühe des Quotenkampfes!) zugeföhrt wird.

Mietsteigerungen werden von den Hausbesitzern gefordert, damit die Bautätigkeit angeregt wird —, doch kümmern sich die Hausbesitzer wenig um die Bautätigkeit (die im übrigen durch Mietsteigerungen gegenwärtig überhaupt nicht belebt werden kann), vielmehr wollen sie sich einfach höhere Mietseinkommen beschaffen.

Beziehungen werden bekämpft, damit der Volkswirtschaft die für den Ausbau des Produktionsapparates erforderliche Kapitalien erhalten bleiben —, in Wirklichkeit will sich das Kapital den Steuerleistungen entziehen, damit der Profit nicht geschmälert wird.

Bei Vieheinfuhr wird die scharfe Anwendung der gesundheitspolizeilichen Vorschriften gefordert, damit die Viehseuchen nicht eingeschleppt werden —, der Zweck ist die Unterbindung der unliebsamen Vieheinfuhr (freilich auch für gesunde Tiere).

Gegen das staatliche Getreidemonopol wurde mit einer großen Anzahl von Argumenten gefämpft —, nur von den Gewinnen des Getreidehandels, die beim Monopol weggefallen oder geschmälert sein dürften, wollten die Angriffe nicht leben.

Die Bilanzen und die Geschäftsberichte der Unternehmungen unterrichten in traurigen Klagen darüber, wie hoch die Löhne, die Steuern und die Soziallasten sind —, nur von Direktorengehältern und Lantienen pflegen sie nicht zu reden, diese sollen gerade so im Dunkeln bleiben wie die Höhe der wirklichen Gewinne.

In der Sozialpolitik:

Der Tarifvertrag wird in Reden und Schriften von den Unternehmern angefeindet, da dieser den freien Entschluß des einzelnen Arbeiters ausschließt, ihn der Ausübung seines persönlichen Rechtes, einen Vertrag mit dem Arbeitgeber abzuschließen, beraubt; — die Feindschaft gegen den Tarifvertrag entspricht jedoch dem Wunsch, individuelle Arbeitsverträge abzuschließen mit den Arbeitern, die einzeln, ohne den Schutz der Gewerkschaften und ohne Übersicht über die Marktlage der Willkür der Arbeitgeber ausgeliefert sein würden.

Die Werttarife, die der Arbeitgeber mit der Belegschaft seines Betriebes, mit der „Betriebsgemeinschaft“ abschließt, werden im Namen der Gemeinschaftsidee, der solidarischen Zusammengehörigkeit und gemeinsamen Interessen der Arbeitgeber und der Belegschaft angepriesen —, in Wirklichkeit ist dem Arbeitgeber ein Werttarif, mit einer Betriebsgemeinschaft, die von ihm abhängig, ja ihm ausgeliefert ist, vorteilhafter, als ein Tarifvertrag, der von den Gewerkschaften abgeschlossen wurde.

Die Akkordarbeit wird empfohlen, um den „fleißigen Arbeiter“ zu begünstigen —, die Akkordarbeit sichert durch vermehrte Ausnutzung der Arbeitskraft dem Unternehmer einen größeren Mehrwert.

Die staatliche Schlichtung wird von den Unternehmern bekämpft, da sie die Diktatur des Staates bedeute, die Selbstverwaltung in der Wirtschaft bedrohe und das Verantwortungsgefühl der Beteiligten untergrabe —, die Unternehmer wollen von der Zwangsschlichtung loskommen, da sie ihre Organisationen stark und finanzkräftig genug erachten, um insbesondere in Zeiten ungünstiger Konjunktur die Bedingungen zu diktieren oder im Falle von Arbeitskämpfen die Oberhand zu gewinnen. Auch hoffen sie bei Abschaffung der Schiedsprüche durch Sabotierung der Tarifverträge zum freien Arbeitsvertrag zurückgelangen.

Die Arbeitslosenversicherung, wenn sie nicht durch Bedürftigkeitsprüfung und geringe Unterstellungen aufs peinlichste eingeschränkt wird, töte die Arbeitswilligkeit, verleite zur Faulheit und Arbeitslosen und vernichte den Sparsinn des Arbeiters, sagen die Unternehmer —, in Wirklichkeit ist in ihnen die Arbeitslosenversicherung verhaßt, weil sie — außer dem Beitragsaufwand — dem Lohnruck bestimmte Grenzen setze und so weiter.

Ein kleiner Hinweis darauf, was hauptsächlich in der bürgerlichen Presse, den Arbeitern gesagt und was verschwiegen wird. Das ganze Bestreben dieser Leute, den Arbeiter dumm zu machen, wird keinen Erfolg haben, so lange die Arbeiterschaft in ihren Organisationen fest zusammensteht.

Der langsame Aufstieg der Löhne

Nach den Berechnungen des Statistischen Reichsamts ist im ersten Halbjahr 1929 nur ein langamer Aufstieg der Löhne erfolgt. Wie die nachfolgende Zusammenstellung zeigt, ist die Entwicklung im Vorjahre in etwas rascherer Weise erfolgt, namentlich in der Zeit von März bis Juni 1928. Die Feststellungen der statistischen Reichsbehörde lassen erkennen, daß wir mit einer langsamen Lohnentwicklung zu rechnen haben. Den Bemühungen der Gewerkschaften, die Löhne auf einen einigermaßen kulturwürdigen Stand zu bringen, stehen starke Hemmnisse entgegen. Nicht nur das Unternehmertum, sondern auch breite Kreise der Öffentlichkeit sind gegen eine namhafte Besserstellung der Arbeiterschaft eingestellt. Daraus ergibt sich taktisch, einen sogenannten Stellungskrieg zu wählen und Schritt für Schritt weiter zu arbeiten. Wir haben das Ergebnis der Lohnentwicklung im Vorjahre dem diesjährigen gegenübergestellt, woraus sich folgendes Resultat ergibt:

	Gelernte Arbeiter		Ungelernte Arbeiter	
	Stundenlohn 1928	1929	Stundenlohn 1928	1929
	in Reichspfennig			
1. Januar	102,8	108,66	74,7	81,0
1. Februar	103,1	108,12	74,9	81,2
1. März	101,5	108,2	74,1	81,4
1. April	102,8	108,5	75,3	81,6
1. Mai	105,9	110,8	77,4	83,4
1. Juni	106,1	111,0	77,6	83,6

Die Lehre hieraus ist einfach. Solange die Wirtschaft sich nicht ändert, wird schwerlich mit einem rascheren Tempo zu rechnen sein. Es gilt aber, in ruhiger und konsequenter Weise weiter zu schaffen und vor allem die Forderungen auf Lohnherabsetzungen zu verhindern.

Die Strafarbeit

Wie kann die Arbeit zur Strafe werden? Arbeit, durch die das Menschengeschlecht zu dem geworden, das es ist. Arbeit, ohne die ein Zusammenleben von Menschen niemals sein kann. Arbeit soll Strafe sein?

Aber Schulen kennen noch immer die Strafarbeiten. Zur Strafe müssen Kinder oft Arbeit tun. Nicht zum Lernen, zum Begreifen, nicht zur Klarheit sollen sie Arbeit leisten. Nein, die Arbeit wird ausdrückliche Arbeit zur Strafe genannt. Ja, es ist wahr, daß sich die jeweilige Wirtschaftsordnung bis in die feinsten Kulturerscheinungen hinein spiegelt.

Wie entwürdiget sich ein Verlangen den Begriff, den die Arbeit hat! Wie weckt solche Arbeit zur Strafe im Kinde das Gefühl des Hasses, das Gefühl der Empörung gegen das, was man die Arbeit nennt.

Wir können nicht vorbeisehen an den Erscheinungen, die das Leben dieser Wirtschaftsordnung bilden. Der neue Arbeitsgedanke trägt eine revolutionäre Energie in sich. Er greift über das Leben des Brotes in das der Kultur. Das ganze Dasein muß bis in die Einzelheiten hinein in sozialem Sinne gestaltet sein. Und die Schule ist ein Kernstück dieses großen Gestaltungslebens. Erobern wir die Schule für uns, dann erobern wir sie auch für die neue Arbeit und die neuen Menschen.

Das Volkshochschulheim Dreißigacker

eröffnet am 15. September 1929 einen Männerkursus, der bis zum 21. Dezember läuft.

Anmeldungen sind mit kurzem Lebenslauf möglichst umgehend an die Heimleitung Dreißigacker (Thür.) zu richten.

Als Kursgeld werden für den 3-Monatskursus, wenn nicht staatl. oder städt. Beihilfen gezahlt werden, 40 Tagelöhne gefordert. Im Minimum aber 150 M. einschließlich für Kost, Wohnung, Heizung und Licht.

Die Reisekosten sind zur Hälfte ermäßigt. Prospekte durch die Heimleitung.

Der Zug des Grauens

In Lemberg (Polen) erschloß sich ein Kriegsverstümmelter in einer Versammlung seiner Leidensgefährten in dem Augenblick, als er seine Rede beendigt hatte. Die Kriegskriecher bereiteten ihrem toten Führer und Kameraden einen Leichenzug, wie ihn die Welt wohl noch nirgends gesehen hat. Joseph Roth hat ihn in der „Frankfurter Zeitung“ geschildert. Es ist der erschütternde Text zu den Bildern des Grauens und Dabulniss, die im Krieg liegen. Hier die Schilderung, die wirkungsvollste Unterstützung der Forderung „Nie wieder Krieg“, die sich denken läßt.

Man begrub ihn an einem jener trüben Tage, an denen der verhängte Himmel sehr nahe über unseren Köpfen zu hängen scheint und der liebe Gott dennoch jerner ist als je. Den Zug bildeten alle Invaliden der Stadt, alle Fragmente, die gewesenen Menschen, die Hintenden, die Blinden, die ohne Arme, die ohne Beine, die Geflügelten, die Zitternben, die ohne Gesicht und die mit zerflossenen Rückgrat, die Skrofulösen, die von der Liebe Zerfressenen, die Verblödeten und die taubstummen Gewordenen, die das Gedächtnis verloren hatten und sich selbst nicht erkannten und alle, für deren Krankheiten die Gelehrten noch keinen Namen gefunden haben und die am Helventum zugrunde gehen.

Es gab keinen Invaliden, der zu Hause geblieben wäre. Diejenigen, die humpeln konnten, humpelten; die kriechen konnten, krochen, und die sich überhaupt nicht bewegen konnten, lagen auf einem großen Lastauto. Leider fand dieses Begräbnis in Lemberg statt, im entlegenen Ostgalizien. Man hätte den Invaliden mitten in Europa begraben müssen, in Genf zum Beispiel, und alle Diplomaten und Feldherren einladen sollen.

Denn es war ein Zug, wie man ihn nirgends zu sehen bekommt, und die polnischen Invaliden waren die Repräsentanten aller Kriegstrümpel der Welt, der internationalen Kriegstrümpel, deren gemeinsames Merkmal es ist, daß man ihnen verschiedene Merkmale weggeschossen hat, und die man unsehbar daran erkennt, daß man sie nicht mehr erkennen kann. Wir haben Massengräber gesehen, verformtete Hände, ragend aus verschütteten Gruben, Oberseiten an Drahtverhauen und abgetrennte Schädeldecken neben Patronen. Wer aber weiß, wie Ruinen aussehen, die sich bewegen, Schutz, der sich rührt, Trümmer, die sich krümmen? Wer hat schon gehende Krankenhäuser gesehen, eine Wälderwanderung der Stümpfe, eine Prozession der Überreste?

So war dieser Leichenzug. Tausende Krüppel zählte ich hinter dem Wagen. In Doppelreihen, so wie sie einmal in der Marschkolonnen marschiert waren, bewegten sie sich vorwärts. Zuerst hinführte die Lahman, zweihundert an der Zahl. Es waren jämmerliche Doppelreihen, ein entstellter Militarismus, eine groteske Truppe; und statt des gesunden, gleichmäßigen Rhythmus der Soldaten hörte man das ungleichmäßige Klöpfen der Krücken auf dem holprigen Pflaster, eine Musik aus Holz und Stein, und dazwischen quietisten und narzotten die Gelenke der Prostesen, und aus den Kehlen der Kranken kamen verschiedene zischende Rausper- und Pfeifgeräusche, Gemurmel und Gestöhn.

Hinter den Lahmen gingen die Blinden, gingen, taptten sich alle vorwärts in einer Welt aus schwarzem Samt, ein Blinder war dem anderen Führer, alle vier in der Reihe hielten sich an den Händen fest, sie konnten nicht festsehen, die hatten keinen Zusammenstoß zu fürchten; denn der Tote und der Tod ebneten ihnen den Weg. Sie hatten ihre Brillen und Binden abgenommen, man sah die ausgeronnenen Augen unter den vorgewölhten Stirnknochen, wie hohe Lorbogen überschatteten die unteren Stirnränder die tiefen Augenhöhlen, die unbewohnten, grauenhaft leeren. Ein gleichmäßiges, vorsichtiges Schürfen war hörbar, und Stöße mit Metallspitzen erklangen.

So waren sie geordnet, alle nach ihren Schicksalen. Hinter den Blinden gingen die Einarmigen und hinter ihnen die Armlosen und nach den Armlosen die Kopfschüler. Dann kam ein großes Lastauto, von dem ein solcher Schrecken ausging, daß man sein Rattern nicht hörte, denn stärker als das Hörbare wurde das Gesehene, und ein lautloser Jammer schrie es betäubend. Denn dieser Wagen sah aus, als käme er geradewegs aus einer furchtbaren Höllenphantasie. Da standen Krüppel, deren ganzes Gesicht ein einziges gähnendes Loch war, von welchem Verbandzeug eingestümt, mit rötlichen Narbenrillen statt der Ohren. Da standen Klumpen von Fleisch und Blut, Soldaten ohne Gliedmaßen, Rumpfe in Uniform, die losen Arme auf dem Rücken zusammengebunden.

Da saßen die Rückenmarkschüler, wie Taschenmesser, eine knappe Sekunde vor dem Zusammenklappen, die Rücken parallel zum Boden des Wagens. Da waren Männer, die ihre Finger fortwährend in der Luft herumschleuderten, wie tote Knochenbündel an Bindfäden, und andere, deren Gesichter seitwärts gewandt waren, links oder rechts, und andere, deren Gesichter rückwärts sahen, als hätte man ihnen den Kopf zurückgedreht. Das Wort war hinten, sie sahen unermüdlich zurück, als kannte sie die schreckliche Vergangenheit und ließe das erlebte Grauen ihren Blick nicht los. Und all das war eine traumhafte Mischung von Wort

und faulendem Fleisch und rinnendem Rückenmark und gebrochenen Halswirbeln. Ganz hinten sah die Elite des schrecklichsten Schreckens, ein Mann, dessen Hals lang war wie eine auseinandergezogene Harmonika, lang und falgig, und dessen Kopf bei jeder starken Bewegung des Wagens hintüberfiel, so daß der Boden der Mühe auf dem Nacken lag. Ganz lose lag der Kopf, ein schwerer Kürbis, an dünner Kette, an welchem Stumpf.

Hinter dem Auto schritten die Verblödeten. Sie hatten alles, Augen, Nase und Ohren, Beine und Arme, und nur der Verstand war ihnen ausgenommen, und sie wußten nicht, wohin und wogu sie geführt wurden. Sie saßen aus wie Brüder, sie erlebten alle dasselbe große, vernichtende Nichts. Wie gelbe Kullen waren ihre Gesichter, und alle Munde standen halboffen in reglosem Lächeln. So belächelten sie blöde den Toten und die Welt, die Straße, die Häuser, die zusehenden Menschen...

Kann es angesichts dieser entsetzlichen Bilder noch Menschen geben, die im Vollbesitz ihrer Geisteskräfte trotzdem Militarismus und Krieg verheißeln? In der kapitalistischen Gesellschaftsordnung stirbt diese Sorte Menschen wohl nie aus. An uns aber liegt es, mit aller Kraft uns dafür einzusetzen, auf daß das Wort wahr werde: „Nie wieder Krieg!“

Kriegserinnerung

Von Werner Kof.

Wie der übrigen Industrie, gelang es auch den Druckereienternehmern während des Krieges sehr schnell, ihren Betrieb auf Kriegsproduktion umzustellen und so den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen. Der Bedarf an Land- und Generalstabstarren war groß. Postarten mit den Bildern damals „berühmter“ Heerführer, wie Mackensen und Ludendorff, wurden in Unmengen hergestellt; Namen, die seinerzeit in aller Munde waren, sind heute mit Recht in Vergessenheit geraten. Die tausenden Aufträge an illustrierten Feldpostkarten waren gar nicht zu bewältigen; ich besitze noch eine Sammlung aus der „Großen Zeit“. Auf der einen Karte schwenkte ein Feldgrauer stolz die schwarzweißrote Fahne und darunter stand: „Immer feste druff! auf einer anderen war in schmüder Uniform ein Schulkind zu sehen, welches ausruft: „Wenn's not tut, helfer wir aus noch!“ Weisse war ein Landsturmann abgebildet, der gerade einen „Franzosen über das Arme legte und die zusehenden Feinde, Engländer, Belgier, Russen, Italiener humorvoll ermahnte: „Nur nicht drängeln, ihr kommt alle ran!“ Doch an Stells des erschöpften Sieges kam die Hungernot über Deutschland. Die Rationierung der wenigen Lebensmittel erforderte die Herstellung von Brot- und Lebensmittelkarten. Die Zeitungen waren täglich angefüllt mit jenen schwarzumranderten Anzeigen, die in der Mitte das Eisene Kreuz trugen. Drinnen Rot und draußen Tod!

Dank einer findigen Reisebüro-Gesellschaft ist unser Betrieb bis auf weiteres gut beschäftigt; für diese Firma drucken wir Plakate, auf denen man ebenfalls ein riesiges Eisernes Kreuz erblickt. Darunter wird zum Besuch des zerstörten Gebietes und der Kriegsgräber in Nordfrankreich aufgefordert. Die Kosten betragen nur die Kleinigkeit von 150 Mark; in dem beliebigen Prospekt werden die Verpflegung und Unterkunft in den ersten Hotels als ausgezeichnet und erstklassig gelobt. Also mit gefüllter Briefstafel auf in das zerstörte Gebiet zum Besuch der Kriegsgräber!

In diesen Tagen jährt sich zum fünfzehnten Male der Tag des Kriegsausbruchs. Das zerstörte Gebiet mit den Kriegsgräbern rufen wehmütige Erinnerungen wach.

Im Sommer des Jahres 1918 geriet ich mit vielen tausend anderen Kameraden in französische Kriegsgefangenschaft. Wir wurden bald darauf in das zerstörte Gebiet transportiert. Jetzt gewannen wir erst einen Einblick, was vier Jahre Krieg aus dem unglücklichen Land gemacht hatten. Die ehemals fruchtbaren Acker waren von den Granaten in ein einziges Trichterfeld verwandelt worden. Ein ganzes System von Schützengräben und Laufgräben zerschnitt das Gelände. Gewirr von Stachelstrauch und Drahtverhau verperrte den Weg. Zahlreiche Kriegsgräber errichteten an blutige Kämpfe, die hier stattgefunden haben. Tote Baumstümpfe zu beiden Seiten der Straße deuteten darauf hin, daß hier früher einmal ein grüner, schattiger Wald gestanden hatte. Unser Arbeitsfeld lag in der Nähe des „Chemin des Dames“; zu deutsch: Damenweg. Wir mußten Granattrichter zuschaufeln, Drahtverhau abreißen und notdürftig einige Wohnbaracken für die aus Südfrankreich zurückgekehrten Bewohner aufstellen; diese Armen mußten 1914 ihre freundlichen Häuschen verlassen und haben sie jetzt nur als Ruinen oder Schuttberge wiedergefunden.

Während des ersten halben Jahres wurde ich dem „Sprengtrupp“ zugeteilt. Wir mußten die Munition

spargen, die bei den überstürzten Rückzugskämpfen liegengelassen war. Zuerst wurden die Gasgranaten sorgfältig ausfortiert. Die Gasvergiftungen in Hamburg haben jedem die entsetzlichen Wirkungen des Kampfgases gelehrt. Die Gasmunition wurde mit der Bahn zum Meer transportiert und dort verpackt. Die übrigen Granaten wurden in einen Graben von einem Meter Breite und zehn Meter Länge pyramidenförmig übereinander gestapelt. An dem Zünder der obersten Granate wird die Zündschnur befestigt. Dann wird alles mit Erde bedeckt. Ein letztes Trompetensignal warnt die Bewohner. Wir suchen eiligst in einem in der Nähe gelegenen Unterstand Schutz. Alle verharren minutenlang in ängstlicher Erwartung. Bößlich scheint die Erde zu bebene, und unmittelbar darauf erfolgt eine fürchterliche Detonation. In der Luft urren tausende Sprengstücke und schlagen dumpf auf dem Boden auf. Nach einiger Zeit verlassen wir unsere gesühnte Stellung. Über der Sprengstelle steigt träge eine schwarze Rauchwolke auf; ein riesiger Krater hat sich gebildet, in dem bequem ein zweistöckiges Haus Platz finden könnte. Die Sprengung ist geglückt. Für einige zehntausend Mark Munition sind wieder vernichtet.

Seit einem halben Jahr wird Tag für Tag gepregelt. Die Landbewohner leben in dauernder Unsicherheit, denn ohne Mühe durchschlägt ein verirrtes Sprengstück das leichte Holzdach einer Wohnbaracke. Der Landmann läuft beim Pflügen oft Gefahr, von einem dicht unter der Erdoberfläche befindlichen Blindgänger in Stücke gerissen zu werden. In vier entsetzlichen Kriegsjahren ist das Land von Granatenhagel zermüht und durchsucht worden, und selbst noch sechs Monate nach dem Friedenschluß hallt es in dem zerstörten Gebiet — von Flandern bis zum Argonner Wald — wider von dem Donner explodierender Geschosse. Mit einem Bruchteil der Kraft und des Geldes, die ausgegeben wurden, um aus fruchtbaren Gebieten eine Wüste zu machen, hätte die Welt in ein Paradies verwandelt werden können!

Später wurde ich zur „Lotengrabergruppe“ kommandiert. Unsere Aufgabe war, die Gefallenen, die im Kriege bei dem Auf und Ab der Schlachten nicht mehr befristet werden konnten, zur letzten Ruhe zu bringen. Etwa vierzig Mann schwärmten täglich in breiter Front aus und suchten das Gelände ab. Hier ist das Grab eines Franzosen von dem Volkstreffereiner Granate wieder bloßgelegt worden. Dort ragen aus einem, mit schmutzigem Lehmwasser gefüllten Granatrichter ein Paar Lederstiefel heraus, in denen nur noch ein Knochengestüß steckt. An der Erkennungsmarke können wir feststellen, daß es ein deutscher Kamerad ist. Aus einem verschütteten Stollen werden die Leichen von zwei Kameraden herausgeholt; ihre Lungen sind von Gas zerfressen, die Haut ist fast schwarz und der ganze Körper bis zur Unkenntlichkeit aufgedunsen. Penetranter Fests- und Leichengeruch benimmt den Atem und schnürt die Kehle zu. Wir ziehen lange, bis zu den Ellenbogen reichende Gummihandschuhe an und legen die Überreste der Toten je in ein leinneses Laten. Die beiden Enden der Lächer werden vernäht und mittels einer Stange von zwei Kameraden nach dem einige Kilometer entfernten Friedhof getragen. Hier werden Freund und Feind nebeneinander beigesetzt.

Heute ist der Besuch der Kriegsgräber mit keinerlei Unannehmlichkeiten mehr verbunden. In dem heiligen Prospekt der G. m. b. H., welche diese Reisen organisiert, sind begeisterte und lobende Zuschriften der vornehmen Reisegäste abgedruckt. Es heißt dort:

Die Zusammenstellung der Reiseroute war vorzüglich. Es klappte alles bei der Abfahrt wie bei der Ankunft auf die Minute. Die Verpflegung und die Unterkunft im Hotel war ausgezeichnet und als erstklassig zu bezeichnen, ebenso war das Auto pünktlich zur Stelle. Ich werde Ihre Unternehmen weiter empfehlen.

Wir aber wollen diese Zeit nie vergessen. Diese Ereignisse sollen ein unvergessliches Erlebnis für uns sein und unsere Herzen stets mit Haß und Abscheu vor dem Krieg erfüllen!

Krieg dem Kriege!

In den Dienst der geistigen Kriegsbekämpfung gestellt ist die Doppelnummer für Juli-August der vorzüglichen Zeitschrift „Kulturwille“, die im Verlag der Leipziger Buchdruckerei A. G., Leipzig, Tauchaer Straße 19/21, erscheint und durch unsere Buchhandlung zu beziehen ist. Die inhaltlich, drucktechnisch und mit Bildern erstklassig ausgestattete Schrift führt uns zurück in die Zeit des Kriegsbeginns, zeigt uns das Ringen im Sozialismus um die Stellung zur Kriegsstafche, beschreibt dann den furchtbaren Kriegsaustausch der indifferenten Massen, erfüllt die zum Krieg treibenden kapitalistischen Kräfte, zeigt den Krieg selbst in seiner schrecklichen Form und entsetzlichen Wirkung, geißelt die Kriegsheter und die Kriegsschafften, verdammt auch die Heimkrieger und Etappenhelden nicht und mahnt schließlich zur Abriktion und Erlämpfung des Völkfriedens. Auch der übrige Inhalt des „Kulturwille“ ist sehr wertvoll und belehrend. Die Reiseführer des „Kulturwille“ geben Rinderfreunden, Naturfreunden und sonstigen proletarischen Wanderern viele Anregungen.

Der „Kulturwille“ kostet vierteljährlich nur 1 M. Da er zu den besten Zeitschriften der Arbeiterbewegung gehört, ist der Preis außerordentlich gering. Wir können den „Kulturwille“ nur immer wieder allen nach Erkenntnis rügenden Sozialisten aufs dringendste empfehlen.

Tünche

Neulich war ich bei Krügers zu Besuch zu einem gemütlichen Plaudersündchen. Sie standen bei Nachbarn und Freunden in nicht besonderem Ruf, und weswegen? Nun, weil sie es gar nicht so machten wie Freunde und Nachbarn, sondern unbekümmert um andere ihr Leben lebten. Wir saßen in dem behaglichen Wohnzimmer, das nichts aufwies von Prunk und doch so anheimelnd wirkte in seiner sauberen Schlichtheit. Dieses Wohnzimmer schien täglich gebraucht zu werden; es sah nicht etwa verwohnt aus, nein, gut gepflegt, aber es war durchlebt von dem Geist seiner Bewohner. Man hatte nicht den Eindruck: Nun wirst du ins Staatszimmer geführt, nimm dich in acht; daß du nicht den Teppich beschmügest oder dich auf das gute Sofa setzt, es könnte sonst eine Vertiefung bekommen! Man sah es den Möbeln bei Krügers an, daß sie dazu da waren, gebraucht zu werden.

Mühselig klümmte die kleine Martha hinein: „Aha, Mutter, bei Heistermanns ist es aber so fein! Gerda hat mir alle Zimmer gezeigt.“

„So?“ sagte Vater Krüger.

„Ja, in der Stube haben sie ein feines Sofa und zwei Sessel und ein Büfett und einen Bücherschrank und einen runden Tisch! Und ein ganz großes Bild im Goldrahmen hängt überm Sofa. Und im Schlafzimer haben sie einen Spiegelschrank und Marmorwaschtisch mit hübschen Decken, und die Betten, aha, Mutter, die waren erst fein! Kissen mit Stiderei.“

„Ich denke, du schläfst auf deinen Kissen besser als andere Leute auf Stiderei“, sagte Mutter Krüger.

„Aber fein sieht es nun doch mal aus“, beharrte das Kind. „Du, Vater, Gerdas Vater geht doch auch in die Fabrik, gerade wie du auch, aber Heistermanns haben immer etwas angeschafft, und Gerda hat schon ein Rad, und Erich bekommt jetzt ein Radio. Bei uns gibt's nie was Neues“, schmollte die Tochter.

„Ja, weshalb sollen wir uns denn neue Möbel anschaffen? Wir haben doch alles, was wir brauchen! Gut sind sie ja auch noch. Ich wüßte wirklich keinen Grund, weshalb ich an Stelle unserer Betten plötzlich neue hinstellen sollte! Bloß weil Heistermanns sich neu eingerichtet haben? Bin ich denn ein Affe, daß ich anderen Leuten das nachmachen muß?“ sagte Vater Krüger und strich seinem Knebel übers Haar.

„Martha“, sagte ich jetzt, „wenn du erst älter und veränderlicher bist, wirst du sehen, daß es im Grunde nirgends so fein ist als bei euch. Ja, schau mich nur so groß an. Jedesmal, wenn ich in vier Stübchen trete, da heimelt es mich an, und ich fühle mich bei euch so wohl und behaglich wie nirgendwo. Hast du schon mal gesehen, daß Heistermanns in ihrer guten Stube sitzen? — Nun also, ich nämlich auch noch nicht. Ich glaube, es ist ihnen selbst zu kalt in ihrer eigenen Pracht. Ich kenne eine ganze Reihe guter Stuben, sie sind zum Sterben langweilig! Ich habe auch viele Schlafzimer gesehen, die ganz nach Vorschrift eingerichtet waren und Paradekissen hatten. Ich habe die armen Frauen immer bedauert, die so viel Arbeit mit dem Bügeln der Bezüge haben!“

„Ja“, sagte Frau Krüger jetzt, „ich weiß nicht, wo die Leute das Geld und die Zeit hernehmen zu all dem Girlesanz, übrigens werden all die Marmorwaschtische, die ich kenne, nie gebraucht. Sie stehen einfach da, weil es zu einem feinen Schlafzimer so gehört. Aber gewaschen hat sich wohl noch keiner darin. Zum Waschen läuft einer nach dem andern in die Küche an den Wasserhahn. So etwas kann ich gar nicht leiden. Unsere Kinder haben sich im Schlafzimer zu waschen, sich zu kämmen und anzukleiden, und erst, wenn sie fertig sind, dürfen sie die Küche und die übrigen Räume betreten.“

Da wir nun einmal bei Wohnungseinrichtungen waren, so erzählte ich, was mir kürzlich bei Familie K. passierte: „Unverhofft kam ich dorthin. Frau K. lief ganz verzweifelt von einem Zimmer ins andere: Du hättest dich anmelden sollen! Nun bin ich so ganz unvorbereitet! Du hättest es sonst noch viel schöner getroffen.“ Voller Verwirrung lief sie hin und her, holte hier noch eine Decke hervor, zog dort einen neuen Paradebezug aufs Kissen und sagte mir unter tausend Versicherungen, daß sie noch viel schönere hätte, wenn sie mein Kommen geahnt hätte.“

„Zeigen Sie auch jedem Besuch Ihre Wohnungseinrichtung?“ fragte Herr Krüger mich.

„Ich wüßte nicht, wie ich dazu käme! In meiner Behausung haben Fremde nichts herumzuschneffeln. Ich habe doch kein Museum!“

„Endlich eine vernünftige Seele!“ rief Herr Krüger aus. „Ich kann dieses Bewundern und Herumgucken einfach nicht leiden! Was gehen mich anderer Leute Einrichtungen an, und was haben andere Leute an meinen Möbeln zu kritisieren! Oft, wenn mir jemand mit seiner Wohnungseinrichtung imponieren will, lehne ich das Bewundern direkt ab: ich sei kein Möbelkäufer, bei mir könne er keine Geschäfte machen; zudem sei die Auswahl in den großen Geschäften viel reichhaltiger. Ich könne mir da ansehen, so viel ich wolle.“

Aber das Anschauen in den Wohnungen unterlasse ich grundsätzlich. Dann fühlen sie sich beleidigt und lassen mich einfach stehen. Ich aber denke, wieviel stärker würden wir in unserer Bewegung sein, wenn wir mehr Wert auf das Wesentliche legten und nicht äußerem Schein nachjagten. Ist denn das unser Ideal, mit der bürgerlichen Klasse in Wettbewerb zu treten, indem wir versuchen, ihnen an Besitz und Prunk gleichzukommen? Ich denke, unser Ziel muß viel höher, viel innerlicher sein, sonst verlieren wir uns in Außerlichkeiten, und unser Streben ist nur Tünche.“

Martha hatte aufmerksam zugehört. Gedankenvoll ging sie hinaus, auf den Lippen das Wort „Tünche!“

Materialkunde

Leidet nicht manche Hauswirtschaft durch Unkenntnis des Arbeitsmaterials? Es ist schon viel darüber gesagt worden, doch an einem recht anschaulichen Vorfall wollte ich einmal die praktische Seite aufzeigen.

Ein kleines blaßes Fräulein verlangt in einem Seifengeschäft einen Scheuerlappen.

„Zu 45 oder 55 Pfennig?“

„Geben Sie den teuersten!“

„Ja, nehmen Sie nur den teuren“, sagt die Verkäuferin. „Dieser ist weich und wischt gut auf!“

„Ich verstehe nichts davon, aber meine Mutter!“ sagt das kleine Fräulein errötend.

Nachdem das Fräulein gegangen ist, äußert sich eine Kundin im-Seifenladen:

„Ob in 20 Jahren die Kinder dieses Fräuleins auch wieder fragen werden: Ich verstehe nichts davon, aber meine Mutter!“

„Na, bis dahin freilich wird sie das Aufwischen gelernt haben!“ tröstet die Verkäuferin.

Die Frau hat recht. Was man nicht gutwillig und freiwillig begreifen will, zwingt einem dann das Leben mit bitteren Erfahrungen auf. Man muß Lehrgeld zahlen, wie man sonst auch wohl sagt. Wie viele haben ihre Erfahrung teuer bezahlen müssen mit Tränen und Geld, sei es auch nur für einen Scheuerlappen. —Oh!

Anerkennung

„Nun, lieber Mann, wie habe ich dir in den lebenden Bildern gefallen?“

„Ich habe dich wirklich bewundert!“

„Zufällig?“

„Gewiß! Ich hätte nie geglaubt, daß du so lange schweigen könntest!“

Frauen, die eine bessere Heimat suchen

Die Auswanderung ist in der Nachkriegszeit zu einer Frage von großer internationaler Bedeutung geworden. Auch in der Vorkriegszeit sind jährlich viele Europäer ausgewandert, und in den beiden Jahrzehnten von 1880 bis 1900 haben zeitweilig mehr als eine Million Europäer im Jahre den heimatischen Staub von den Füßen geschüttelt. Aus Deutschland wanderten im Jahresdurchschnitt von 1880 bis 1890 rund 134 000 Personen aus. In dem Zeitraum von 1900 bis 1913 fiel die Auswanderung, der Jahresdurchschnitt betrug jetzt in Deutschland 26 000 Personen. Als der Krieg zu Ende war und ganz Europa vor einem Trümmerhaufen stand, Wirtschaftskrisen und Arbeitslosigkeit die Arbeiterschaft ermüdete und zahllose kleine Existenzen an den Bettelstab brachte, da erwachte die Auswanderungslust von neuem, und in dem Krisenjahr 1923 gingen nicht weniger als 115 000 Deutsche nach Übersee. Seitdem hat sich die Auswanderung vermindert, in Deutschland ist sie um mehr als die Hälfte gesunken.

Auffallend an der neuen Einwanderung ist der außerordentlich starke Anteil des weiblichen Geschlechts an der Gesamtauswanderung. Während die Zahl der männlichen Auswanderer nach Übersee um rund 8000 von 1926 bis 1928 zurückging, wanderten 1928 trotz Verminderung der Gesamtauswanderung noch 250 Frauen mehr als im Jahre 1926 aus. Gegenüber 1925 ist die weibliche Auswanderungsziffer im letzten Jahre geringer, aber nur um 1623 Personen, während die männliche Quote um 2816 niedriger ist. Das Ergebnis dieser Statistik ist somit der steigende Anteil der Frauen an der Auswanderung und die prozentuale Verringerung des männlichen Anteils.

Es wird sich nicht leugnen lassen, daß diese Erscheinung auch eine Folge des Krieges ist. Nicht nur, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse an die Frauen heute sehr große Anforderungen stellen, sondern infolge des großen Männermordens sind auch die Heiratsaussichten für die Frauen bedeutend gesunken. Es kann daher als ziemlich feststehend angenommen werden, daß sich ein großer Teil der unverheirateten Frauen mit der Hoffnung auf Verheiratung nach Übersee begibt. Bekanntlich sind ja in allen amerikanischen Staaten mehr Männer als Frauen vorhanden. Die Auswanderung von Frauen nach diesen Ländern ist daher nicht bloß aus Deutschland groß.

Das sind Zeichen der Zeit, die man verstehen muß, und sicher ist, daß noch weit mehr Frauen sich zur Auswanderung entschlossen hätten, wenn es den meisten nicht am Reizgefühl fehlen würde. Und dann liegen die Dinge zumeist so, daß für die Frauen die Fortkommenssichten noch schlechter sind als bei den Männern. Besondere Schutzbestimmungen für einreisende Frauen bestehen in den meisten Staaten nicht. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wohin sich die meisten auswandernden Frauen wenden, gibt es in den Häfen verschiedene philanthropische Vereinigungen, die sich die Betreuung der Frauen zur Aufgabe gemacht haben. In den malayischen Staaten werden fast alle zureisenden Frauen unter 30 Jahren bei der Landung vernommen. Es werden Sicherheiten verlangt, daß die Verwendung zu unethischen Zwecken nicht stattfinden darf. Solche Bestimmungen bestehen aber nicht überall.

Bei der Untersuchung des deutschen Auswanderungsergebnisses läßt sich die Feststellung machen, daß aus Süddeutschland in den letzten Jahren mehr Frauen als Männer ausgewandert sind.

Das sind Feststellungen, die der näheren Untersuchung bedürfen. Warum wandern aus einigen Ge-

bietsteilen Süddeutschlands mehr Frauen als Männer aus? Es scheint, daß hierfür das stärkere Übergewicht des weiblichen Geschlechts ausschlaggebend ist. Bei der letzten Volkszählung wurde in der Provinz Brandenburg und im Freistaat Württemberg eine gleiche hohe Bevölkerungszahl — es bestand nur eine Differenz von rund 12 000 Personen — ermittelt. In der Provinz Brandenburg betrug das weibliche Übergewicht 44 000 Personen, in Württemberg aber 93 000 Personen. Es läßt sich mit statistischem Material nicht nachweisen und doch gewinnt man den Eindruck, daß dieses Übergewicht auf die Zusammenfügung der Auswanderer nicht ohne Einfluß bleibt. Auch mag das stärkere Vorwiegen der Kleinbetriebswirtschaft dabei eine gewisse Rolle spielen. Auf die Bevölkerung umgerechnet war ja die Auswanderung aus Süddeutschland seit jeher höher als in den meisten preussischen Provinzen. Auf 100 000 Einwohner entfallen in Württemberg etwa 170 Auswanderer, in Oberhessen aber nur 25, in Brandenburg 55 und in Pommern 53 Auswanderer. Zu berücksichtigen ist hierbei, daß sich die Auswanderung von Frauen in jenen Ländern vollzieht. Bevor sich die aus den östlichen Provinzen Abwandernden zur Auswanderung entschließen, verbleiben sie noch eine Zeitlang in Berlin, wo sie ihr Feil versuchen. Von hier aus ergießt sich erst der große Strom über das weite Meer.

Die Maßnahmen, die den Auswanderer ihr Los erleichtern sollen, werden im allgemeinen unter dem Gesichtspunkt getroffen, den Männern Erleichterungen zu schaffen. An die Frauen wird dabei erst in letzter Linie gedacht, das ist ein Fehler, der hoffentlich bald einer besseren Einsicht Platz greift. Der zweite Kongreß der Vereinigung zum Schutze der Auswanderer hat die Forderung aufgestellt, daß sich an Bord der Schiffe eine weibliche Aufsichtsperson befinden soll, deren Aufgabe in der Betreuung der Frauen und Kinder besteht. Ferner werden Maßnahmen zum Schutze einreisender Frauen und Kinder verlangt. Auch muß man sich darüber klar sein, daß für die Frauen die gleichen wirtschaftlichen Gründe gelten, die die Männer zum Verlassen der Heimat bewegen. Die treibenden Gründe der Auswanderung sind wirtschaftlicher Natur. Demzufolge richtet sich im allgemeinen der Strom der Auswanderer aus den Ländern mit hochentwickelter Kultur nach den Gebieten mit reichen, aber noch unererschloffenen natürlichen Hilfsquellen. Hauptächlich der oft durch verhältnismäßige Überbevölkerung erzeugte Notstand treibt größere Scharen, zumeist die nicht ganz verarmten, energiegelassen Elemente über das Meer. Aber auch die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klasse ist bestimmend dafür, welchen Grad die Auswanderung in einem Lande annimmt. Wo die Arbeitsbedingungen schlecht sind, ist die Auswanderung groß. Hier stellen auch die Frauen einen hohen Prozentsatz der Auswanderer, und dieser erhöht sich um so mehr, je mehr die Frauen in das Erwerbsleben hineingezogen werden und demzufolge ein gesteigertes Interesse haben an der Verbesserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse. Darüber hinaus ist die Auswanderung auch eine bevölkerungspolitische Frage, und hier greift sie stark in das Interessengebiet der Frau hinein. Die Beschränkung der Kinderzahl kann nicht mehr unter dem Gesichtspunkte einer strafferen Handlung betrachtet werden. Mit diesen veralteten Anschauungen läßt sich heute nichts mehr anfangen, und wer glaubt, daß die Mehrzahl der Auswanderer sich aus Lust zu Abenteuern zur Auswanderung entschließen, befindet sich in einem Irrtum. Bei den Frauen ist dies in den seltensten Fällen entscheidend für den Entschluß.

Der Votz von der Druckerei

Mit Rufnamen nennt man sich Otto. Und nun will der Otto mal 'n bißchen was erzählen aus der Praxiz vom Rundschafflaufen, man lernt dabei allerhand.

Ich bringe ein Paket Druckfaden in die Studentenverbindung „Freunde des Trintonia“. Sit 'ne Villa, liegt in einem Vororte Berlins, mitten in einem schönen Garten drin. Ich klinge an, niemand öffnet, ich klinge das Tor und dann die Haustür auf — schon bin ich drin, bei den „Trintoniern“. Viel Marmor, an den Wänden, auch die Treppen Marmor, alte Ritterrüstungen, und vornehm höre ich singen, einen Saufgesang. Waa! Früh-schoppen — ich direktemang auf den Gesang los — rin in den Saustall — da laßen sie, die „Edelsten“ der Nation, Antlige zerschneit, Minder fress — jawohl, Minder fress! Einer von den Saustudenten stand auf, herrschte mich an: Sie ungebeterer Himmel, was wollen Sie hier? — Ich sagte: Euch mal ins Glas schauen, und hier ist das Paket von der Druckerei. — Ich bekam einen Taler Trintgeld. Mahlzeit!

Seute bringe ich mit dem Lastdreirad einen großen Paden Druckfaden in die Meßgerei. Der bunte Meßgerladen. Eine dicke Verkäuferin sagt: Lieferung?, hinten herum, durchs Tor. — Ich durchs Tor, ein fetter Hund bellt mich an — und dort steht „Büro“. Nix wie run! Sibt der Herr Großschächter Klütensleisch im Kontorlehnsessel. Ich: Hier die Ware von der Druckerei. — Er: Na, was aber auch höchste Zeit, lassen Sie sich vorne 'n Stück Würst geben. — Ich im Laden: Fräulein, der von hinten sagt, Sie möchten mir hier vorne 'n Endchen Würst geben. Da warf die rotwangige Christine mit 'ne Blutwurst um den Hals. Mahlzeit!

Das Hotel. Der Otto von der Druckerei ist da, Otto der Ausläufer. Die große, hohe, blante Hotelhalle. Der Portier sagt: Warten Sie mal. — Ich setze mich mittenmang die Hotelgäste, meine Hosen sind unten heil, ich trage eine weißen Kragen. Und da ich nun sitze, lege ich mein Paket vor mich auf den Boden. Die wirbelnden Hotelgäste. Die schwägen in leben Sprachen. Da sind gelbe und weiße und braune Kassen — bloß die grüne Kasse fehlt. Lederne Damen tragen zum Abschied Blumenkränze, wie duften die Kofen — nun mit Auto nach Paris! Schwarzweiße Kellner vorbeugen sich tief. Die Hotelsekretäre sind wie glatte Kase. Und die weißen Schürzen der Zimmermädchen halten sich auf zum „Pouboire“. Kröfus Kapital ist großzügig, wenn du ihm schmeichelst —. Hier kam der Manager-Direktor, er schauzt mich an: Was tun Sie hier, Spion!, Beobachter! — Ich sage ganz schüchtern: Ich bin der Otto von der Druckerei. — Der Manager-Gewaltige: Ich beschwere mich bei ihrem Chef. — Mahlzeit!

Vorn Warenhaus. Mit Lieferauto. Hunderttausend Prospekt abzuliefern. Ich sage zu Anton, dem Chauffeur: Du, erst 'ne kleine Entdeckungstour. — Und wir itromen durch Warenhaus, oder besser: Wir fahren mit List hinauf und hinauf — hinauf bis in den sechsten Stock, zu den Süßrüchtern — und hinauf bis in den Keller, zu den Weinen aus Samos, Totan, Doport und Malaga. Überall viel tausendes Volk — und überall die blaffen Verkäufer und die noch blafferen Verkaufstücheln. Und ich sage zu Anton: „Na, wahn werden wir Wäleten einmal unter den Apfelsinenbäumen Süßrüchtern liegen? Und, ach, könnien wir auf Samos lukwändeln, durch die Ruinen griechischer Tempel! — Wann? fragt Anton: Dann, wenn wir Geräuber werden. — Und ich laufe drei Orangen. Anton kaufte 'ne Flasche Hagebuttenwein, zu neunzig Pfennig. Nachher machen wir Frühstück, vom Trintgeld. — Aber es gab feins. Das Warenhaus will Diobende!

Staatsbüro. Feine Präzisionsbrude zur Probefchau bringen! Ich zog meinen neuen Anzug an, und ich büstete mir den blonden Schnurrbart durch, und ich pregte die Lippen fest aufeinander, und ich setzte ein Mikroskopglas in den rechtsseitigen Augenwinkel — wie ein Meßlor sah ich aus. Und ich schnarrte ein wenig mit der Stimme, als ich dem Förtnier auf sein „Mohin?“ antwortete: Kenne meinen Weg schon! — Und dann stand ich vor der Doppeltür: Ober-Regierungsrat! Anangeloski hinein. Mein Mikroskop-Monotel wirkte. Der Herr-Der-Rat fragte mit süßer Stimme: Nun, junger Herr — äh — Kollege — womit siehe ich zu Diensten? — Mein Mund zwischert: Ich bin der Otto von der Druckerei, hier die Proben zu den Präzisionsbruden —. Mensch!, dreikantig bin ich hinausgeschloßen — aus dem Staatsbüro des Herrn schwarzweißen Ober-Rates. Aber ich habe meinen Spaß gehabt. Mahlzeit!

Beim Kohlenhändler Schnurr & Sohn. Ich mußte warten. Ich sah im Vorzimmer zum Hauptkontor. Ich war müde, es war am späten Nachmittag. Ich schief ein wenig ein. Und da machte ich im Traume einen kleinen Ruck, tief in die Erde hinein — so an die 2000 Meter — ich war in Westfalen, bei den Kohlentumpels — tief im Bergwert drin. Und es war schredlich heiß, und schon in der sechsten Stunde haute ich mit der Spitzhade Kohle aus dem Gefäß — im Liegen, zum Stehen war es zu eng. Da, rump!, schlagende Wetter — trid und trad — au!, meine Schulter. Herr Schnurr & Sohn schlug nochmals zu, schlug zum zweiten Male auf meine Schulter: Au! — Und die tiefe Koalbestimmung von Schnurr & Sohn herrschte mich an: Mensch!, schlafen Sie hier? — Mahlzeit!

Und nun noch 'ne Kleinigkeit. Bei 'ner Braut. Amanda hieß sie. Und er hieß Filippus. Fräulein, einen schönen Gruß von der Druckerei — und hier wären die Verlobungskarten. Oh, du liebe Zuckerschmalt! Amanda verbeßte die Augen, wie verederte Walnuße sahen die nun aus — und Amanda gab mir 'nen Groschen — und ich staß ihr 'ne rote Nelke, aus der Nase auf dem Korridor — und die rote Nelke kriegt meine Anna, mein Schatz vom Buttergefäß! — und ich sagte zur Anna: Siehste, Wäde, wie ich überall verkehrt werde: die rote Nelke wuchs auf dem Lippenbeck von Fräulein Amanda. — Und ich bekomme von der Anna 'n Schächtelchen Tüfiter, hui!, der schmeckt zu 'nem Glase Äßinger. Prost Mahlzeit!

Schluf. Mensch!, noch dieses: Du mußt dich im Leben bewegen können, sonst gehste unter.

Und heute muß ich Maschinen putzen, in der Druckerei, und ich muß Di und Druckerswärze schluden, denn ich bin ja der arme kleine Otto, der Käufer und Hüter von der Druckerei. Mahlzeit! Und gebat euch alle miteinander recht wohl. Wir leben uns wieder!

Reisezeit

Mittagsstunde. Jeder Baum Startt ein grüner Blätterfächer. Goldig träumt der Sonnentraum Um die Giebel, um die Dächer.

Unbewegt steht still die Luft; fernem winken nah zum Greifen ... über Äckern quirlt ein Duft Mehlig-süß von Körnerreifen.

Und den schmalen Weg feldlein zieht ein Mädcl. In der Rechten einen Rechen, Sonnenschein In den weizenblonden flechten.

Und im gelben halmgeblink Wippen Rock und Hüfterrunde. Torkeind tanzt ein Schmetterling. Sonnentraum und Mittagsstunde. . .

Ludwig Leßen.

Aus den Zahlstellen

Erfurt. Am 24. Juli fand unter dem Vorsitz des Kollegen Benckenstein unsere Mitgliederversammlung statt. Zunächst begrüßte er im Namen der Mitgliedschaft den nun nach Erfurt verkehrten Gauleiter, Kollegen Wambacher, und sprach die begründete Hoffnung aus, daß Erfurt als Gauß für Mitteldeutschland nun an Bedeutung gewinnen wird. Anschließend daran hielt Kollege Wambacher ein Referat über Gewerkschaftsfragen. Er gab so den Mitgliedern ein anschauliches Bild über Zweck und Sinn der Gewerkschaften. Er hob hervor, daß strengste Disziplin eines jeden Mitgliedes selbst die Erfolge der Gewerkschaften nur vergrößern kann. In Punkt „Beschließenes“ wurde noch über Unterstützungsweisen im allgemeinen gesprochen, und Kollege Wambacher erklärte die Zweckmäßigkeit der neu eingeführten Individualbeiträge.

Am 21. Unter rege Beteiligung unternahm die Mitgliedschaft Köln am Sonntag, dem 21. Juli, ihre diesjährige Rheinampferfahrt. Über 1000 Fahrgäste, darunter viele Mitglieder aus dem Gau sowie die Buchdruckerkollegen aus Remscheid nahmen an der fröhlichen Fahrt teil. Zielstation war Remagen. Nach kurzer Wanderung zum Viktoriaberg wurden einige vergnügte Stunden im Restaurant Waldburg verbracht. Die Remscheider ehrten bei dieser Gelegenheit drei Jubilare. Die Rückfahrt war mit einigen Hindernissen verknüpft. Obwohl die beiden Dampfer stark besetzt waren, landeten alle Teilnehmer mit dem Bemühen, einen Tag echter Kollegialität verbracht zu haben, um 9 Uhr wieder in Köln.

Leipzig. Am 28. Juli hatten die Leipziger Mitglieder einen Freitag. Das vom Verbandsvorstand der Zahlstelle gewidmete Monument, das viele Mitglieder auf der „Presse“ bewundern konnten, wurde feierlich übernommen. Im Vorgarten des Leipziger Verbandshauses ist es aufgestellt worden. Nicht ohne Grund hat der Verbandsvorstand die im Abbilde allen Mitgliedern bekannte Plastik dem Gau Leipzig übergeben. In der alten Druckstadt soll es zeugen vom Wirken der Hilfsarbeiter. Unsere Tätigkeit im Produktionsprozess ist oft verkannt, meistens unterschätzt worden, erst mit der wachsenden Bedeutung unserer Organisation konnte sie zu voller Anerkennung gelangen. „Wir helfen zu Farbe und Form“, sagt die Inschrift am Fuße des Monuments und will damit zum Ausdruck bringen, daß unsere Arbeit am Druck-Ergebnis wertvoll und nützlich ist, eine geachtete Tätigkeit darstellt. Bei der schönen Feier anlässlich der Einweihung des Monuments wurde auf die verdienstvolle Mitarbeit des Hilfspersonal in den Druckereien, besonders auch von der gelehrten Arbeiterschaft, hingewiesen. Die Zahlstelle Leipzig hat dieses Wahrzeichen fleißiger und wertvoller Arbeit in treue Obhut genommen; es grüßt die Vorübergehenden vor dem schönen Heim der Leipziger Mitgliedschaft im Druckereiviertel der Stadt und gemahnt zur Achtung vor der Arbeit fleißiger Hände. Gleichzeitig mit dieser Einweihungsfeier beglückwünschten die Leipziger Kollegen und Kolleginnen ihren Gauleiter Kollegen Walter Beyer zu seinem 25-jährigen Verbandsjubiläum. Vieles will das nicht besonders viel sagen, viele haben in unserm Verband dieses Jubiläum schon gefeiert, aber Beyer ist ebenso lange Funktionär des Verbandes, allein 24 Jahre Vorstandsmittglied. Stolz erhebt sich in Leipzig das Verbandshaus der Zahlstelle Leipzig. Beyer hat allen Bestimmungen zum Trotz diese Idee zur Tat werden lassen. Unsere fleißige Organisation in Leipzig begrüßt ihren Führer und wünscht, daß er tatkräftig und klug die Organisation noch lange führen möge!

Ein junger Mann legt einst dem berühmten Kritiker Howells ein Gedicht vor. Nachdem Howells es gelesen hatte, sagte er: „Das Gedicht ist wirklich ausgezeichnet, haben Sie es selbst gemacht?“

„Jede Zeile ist aus meinem Kopfe.“ Howells erhob sich festerlich, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Seien Sie mir willkommen, Lord Byron! Ich freue mich, Sie begrüßen zu können. Ich glaube nämlich, Sie wären vor einiger Zeit in Missionszeit gestorben!“

Rundschau

Ein Fortbildungskursus für gemeinnützige Rechtschiffe veranstaltet das Soziale Museum in der Zeit vom 16. bis 28. September 1929 in der Frankfurter Universität. Der Kursus, für dessen Unterricht erprobte, mit der Rechtsberatungspraxis vertraute Juristen gewonnen worden sind, ist in erster Linie für Leiter und Mitarbeiter von Arbeitersekretariaten, Frauenrechtschiffstellen, Rechtsauskunftstellen, Volksbüros, Wohlfahrts- und Jugendämtern und ähnlichen gemeinnützigen Einrichtungen bestimmt. Gewerkschaftliche Rechtsberater sind ausgeschlossen. In 34 akademischen Doppelstunden, die Vortrag mit Aussprache verbinden, werden folgende Stoffe behandelt: Bürgerliches Recht, Zivilprozess, Arbeitsrecht, Tarifvertragsrecht, Betriebsrätegesetz, Arbeitsprotektrecht, Kündigungsbeschränkungen und neuere Entschädigungen im Sozialistenversicherungsrecht. — Diese Kurse haben in den früheren Jahren viel Anklang bei den in Betracht kommenden Kreisen gefunden und werden immer stärker besucht. Nähere Auskunft erteilt das Soziale Museum E. B. in Frankfurt a. M., Universität, das auch das Programm verleiht. Es empfiehlt sich baldige Anmeldung, da die Teilnehmerzahl beschränkt bleiben muß.

Volksfürsorge oder Zeitschriftenversicherung? Die Volksfürsorge, Versicherungsgesellschaft der freien Gewerkschaften und deutschen Konsumgenossenschaften, ist stets ein Gegner der Zeitschriftenversicherung gewesen, weil diese nur ein unzulänglicher Versicherungsakt ist und die Versicherer sogenannter Zeitschriftenversicherungen einen wirklichen Versicherungsschutz durch den Abschluß einer guten Lebensversicherung für überflüssig halten. Daher hat die Volksfürsorge in vielen Publikationen ihre gr u n d s a t z l i c h e S t e l l u n g gegen die Zeitschriftenversicherung dargelegt. In ihrer Verteilung der Zeitschriftenversicherung weiß sich die Volksfürsorge eins mit den meisten deutschen Lebensversicherungsunternehmen, dem größten Teil des Zeitungsgewerbes, mit Sozialpolitikern und Wissenschaftlern. Die maßgebende Behörde, das Reichsaufsichtsamt für Privatversicherung, hat vor einigen Jahren ihre Ansicht über die Abonnentenversicherung in einem Rundschreiben mit den Worten zusammengefaßt: „... daß die Abonnentenversicherung nicht als vollwertiger Ersatz für eine gewöhnliche, unabhängig vom Zeitungsbetrieb zu nehmende Versicherung gelten kann.“

Viele Kollegen erkennen nun den wahren Wert einer solchen Versicherung, die fast ausschließlich auf die werttätige Bevölkerung reflektiert, und lehnen sie ab. Und da vermuten die Zeitschriftenverleger, die an den wöchentlich oder 14tägig erscheinenden, literarisch fragwürdigen, sehr teuren Heften jährlich Millionen verdienen ganz richtig, daß ihnen in der Volksfürsorge, bei der jeden Monat rund 50 000 Versicherungsanträge gestellt werden, die gefährlichste Konkurrenz entsteht. Den objektiv geführten Kampf der Volksfürsorge — andere Gegner der Zeitschriftenversicherung sind viel härter und rücksichtsloser vorgegangen als sie — beantworteten die Zeitschriftenverleger nun mit unfairen Mitteln. Sie lassen Flugblätter in Unmengen gegen die Volksfürsorge verbreiten; Lügen, Entstellungen und falsche Vergleiche müssen herhalten. Die Volksfürsorge wird in den Orten, in denen diese Schmähschriften der Zeitschriftenverleger, ausfliegen, die Bevölkerung durch ein Gegenflugblatt über den wahren Charakter der Zeitschriftenversicherung aufklären. Dann wird schließlich der letzte Volksgegner erkennen, daß die Zeitschriftenverleger zwar mit hohen Zahlen blühen, aber die Abonnentenversicherung nur einen mangelhaften Versicherungsschutz gewährt, dagegen dem Verleger Riesengewinne verbürdet; denn die Zeitschriftenversicherung dient ihm als A b o n n e n t e n f a n g.

Pflicht der Arbeiterkraft ist es, das eigene Versicherungsunternehmen, das diesen Kampf gegen die Herren Zeitschriftenverleger, denen um ihren Profit bangt, führt, nachdrücklich zu unterstützen.

Literatur

Das Fachblatt für sozialistische Arbeit in Stadt und Land ist die Halbmonatschrift „Die Gemeinde“. Abonnementspreis 3 M. vierteljährlich. Bestellungen bei jeder Buchhandlung oder beim Verlag J. G. B. Dieb, Berlin SW 68, Hindenburgstr. 8.

In neuer verbesserter Auflage erschien im Verlag von H. B. Siedel, Oldenbeck (Hara) ein „Sammlung der Beschlüsse über die Einzahlung aus der Aufrechnung der Quittungsarbeiten zur Inzahlung und Hinterbliebenenversicherung.“ Preis 40 Pf. Das Büchlein ist durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag zu beziehen.

Am Sonntag, dem 20. Juli verstarb nach langem, schwerem Leiden unser lieber Kollege, der Inwalde **Wilhelm Winkel** im Alter von 65 Jahren. Ein ehrendes Andenken bewahrt ihm Die Zahlstelle Hannover.

Zwei Kollegen und Kolleginnen der Firma Wilmann, Zwickau, für ihren Glückwunsch zu meinem Verbandsjubiläum, der auf so originelle Art mir zugestellt wurde, meinen herzlichsten Dank. Alfred Berte, Braunschweig.

Abrechnungen

In der Woche vom 22. bis 27. Juli sind die Abrechnungen des 2. Quartals für die Gauen Nordbannern und Danzig bei der Hauptkasse eingegangen. An Geldsendungen kamen: Danzig 1599,46 M., Dresden 7801,94 M., Nürnberg 6355,17 M., Stettin 4000 M. Berlin, den 27. Juli 1929. S. Lohahl.

Für die Woche vom 28. Juli bis 3. August ist die Beitragsmarkte in das 21. Heft des Mitgliedsbuches oder der Mitgliedskarte zu Heben.

Verantwortlich für Redaktion: R. Schulte Charlottenburg. Verlagsbuchhandlung: H. B. Siedel, Oldenbeck, Berlin SW 68, Hindenburgstr. 8.